

tritt, sondern auch zuhören und lernen kann. Und es ist eine eminent humanistische Theologie, die niemals den Menschen aus den Augen verliert, die eine hohe Meinung vom Menschen hat, aber auch die Bedrohung und Gefährdung seines Menschseins durch ihn selber und durch äußere Kräfte ernstnimmt, und die auf der Grundlage des Glaubens an Gott ihren Beitrag zur Rettung der Menschenwürde zu leisten sich bemüht. Schließlich ist es eine Theologie, die in ihrer Hinwendung zum Menschen auch einen neuen Zugang zu Gott für diesen Menschen zu erschließen sich bemüht.

Je mehr es der Theologie gelingt, sich diese Grundprinzipien des Konzils zu eigen zu machen, um so weniger wird sie im Verdacht einer liberalistischen Aufweichung oder eines anthropologischen Irrwegs stehen. Sie wird besser als jede andere Theologie und jeder ängstliche Traditionalismus imstande sein, den Glauben an Gott als eine echte Möglichkeit und als eine befreiende Kraft für den mit beiden Beinen auf dem Boden der gegenwärtigen Welt stehenden Menschen zur Geltung zu bringen.

## Hat das Konzil seine Zielsetzung erreicht?

Bilanz nach 20 Jahren

Friedrich Wulf, München

Zunächst:

Hat das II. Vatikanische Konzil überhaupt eine besondere Zielsetzung gehabt, wie etwa das Konzil von Trient, das auf die Auslegung des Evangeliums durch die Reformationskirchen zu antworten hatte, oder auch das I. Vatikanische Konzil, das sich der Auseinandersetzung über das Verhältnis von Glaube und Wissen stellen wollte und auf dessen Programm die Unfehlbarkeitsfrage stand?

*In diesem Sinne:* nein. Man rätselte darum eine Weile, welches wohl die Themen wären, die es in besonderer Weise zu verhandeln gelte. Papst Johannes wußte es im Anfang selbst nicht. Wies er doch öfter darauf hin, daß ihm der Gedanke an die Einberufung eines Konzils ganz plötzlich gekommen sei und er ihn als eine Eingebung von oben betrachte. Erst allmählich schälte sich aus den Äußerungen des Papstes der Gedanke heraus, das Konzil möge zu einer Selbstdarstellung der

Kirche kommen, die deren Antlitz den Menschen von heute neu, ganz vom Evangelium geformt, aufleuchten lasse, nicht nur den katholischen Christen, sondern allen, die an Christus glauben, da die Sehnsucht nach der Einheit der christlichen Kirchen wie nie zuvor in den Herzen der Glaubenden entfacht sei. Für dieses Anliegen fand der Papst schließlich das Wort *aggiornamento*, von *aggiornare*, wörtlich: etwas auf den Tag bringen, heutigen. Gemeint ist: die Glaubensbotschaft der Kirche, aber auch *alle ihre Lebensäußerungen* den Menschen von heute, in *ihrem* Verstehenshorizont, *ihren* Erwartungen und Sehnsüchten, so zu vermitteln, daß sie diese verstehen und annehmen; insbesondere solle den nichtkatholischen Christen die katholische Überlieferung der Heilsbotschaft des Evangeliums und des Gottesdienstes so verdeutlicht und nahegebracht werden, daß sie sich darin wiederfinden können. Von hierher gesehen hatte das Konzil durchaus eine klare, sehr aktuelle, zeitgemäße und zeitnotwendige Zielsetzung, die allerdings nicht auf einen bestimmten, eng umrissenen Themenkreis beschränkt war, sondern das *Ganze* der Kirche, ihre sichtbare Gestalt *und* ihre Verkündigung, umfaßte, und zwar im Hinblick auf eine bessere Verstehbarkeit für den Menschen der modernen Welt und Gesellschaft. Was dem Papst vorschwebte, war eine Erneuerung der kirchlichen Formenwelt und, was speziell die Glaubenslehre angeht, ging es ihm vor allem um die Sprache, den rechten Ausdruck, nicht um spekulative theologische Gedankengänge und rechtliche Abgrenzungen. Wenn man seine Intention in einer Kurzformel zusammenfassen wollte, dann könnte diese wohl lauten: „Das Alte, nämlich Überlieferte, neu sagen.“ Das hat er in der Vorbereitungszeit des Konzils oft betont. Und er blieb dabei, auch wo die mit der Vorbereitung und Gliederung der Konzilsmaterie beauftragten Prälaten und Theologen ihre *eigenen* Gedanken verfolgten. Als man ein halbes Jahr nach dem Tod von Papst Johannes, in der zweiten Konzilsperiode, Ende Oktober 1963, anläßlich des fünften Jahrestages seiner Papstwahl, in der Peterskirche einen Gedächtnisgottesdienst feierte, berichtete Kardinal Suenens, der die Predigt hielt – sie begann mit den eindrucksvollen Worten aus dem Johannesprolog: „Fuit homo missus a Deo, cui nomen erat Ioannes“, „Es war ein Mann, von Gott gesandt, sein Name war Johannes“ –, berichtete also Kardinal Suenens, der Papst habe einmal bei einer Audienz in Castelgandolfo, kurz vor Eröffnung des Konzils, einige der *vorbereiteten* Konzilstexte in der Hand, den Umstehenden mit erhobener Stimme seine an den Rand geschriebenen Notizen dazu vorgelesen und dann, nach einer abrupten Unterbrechung, gesagt: „O ich weiß, welches meine persönliche Mitarbeit am Konzil sein wird“; darauf Schweigen und nur noch das Wort: „Es wird das Leiden sein.“ Seine Art

war es, wie der Kardinal im Lauf seiner Rede erläuterte, den Papst selbst zitierend, „einfache Dinge nicht zu komplizieren, sondern eher die sehr komplizierten zu vereinfachen“. Ist *diese* Intention des Papstes auf dem Konzil zum Zug gekommen? Das wird die Frage sein, der wir uns zu stellen haben.

Wenn man im Ernst und ohne Scheuklappen an diese Frage herangeht, dann kann man sich – vor allen Einzelüberlegungen über die verschiedenen Beschlußtexte des Konzils – *einer* grundlegenden Frage nicht entziehen: War es nicht ein hoher, vielleicht utopischer Optimismus, wenn Papst Johannes, den man „den guten Papst Johannes“ genannt hat, der innersten Meinung war, daß es in dem von ihm, auf göttliche Eingebung hin einberufenen Konzil im Kern, d.h. mehr als vorrangig, wenn auch nicht einzig, darum gehe, den *überlieferten* katholischen Glauben und ebenso die daraus resultierende Frömmigkeit den Menschen von heute besser, d.h. zeitgemäßer, in *ihrer* Sprache, im Horizont *ihrer* Lebens, angepaßt an *ihre* Ängste und Nöte, an *ihre* Hoffnungen und Erwartungen, auszusagen? War das überhaupt möglich, wenn man *geschichtlich* denkt, wenn man sowohl die innerkirchliche Geschichte als auch die davon nicht abzutrennende geistesgeschichtliche, politische, ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung des europäischen Abendlandes der letzten 200 Jahre überblickt? Gewiß, auch Papst Johannes wollte aus dem geistigen Getto heraus, in das sich die Kirche seit der Französischen Revolution und der darauf folgenden Restauration der konservativen Kräfte in Staat und Gesellschaft zurückgezogen hatte. Er dachte nach seinen Erfahrungen im diplomatischen Dienst, in nicht-katholischen und katholischen Ländern wie Frankreich, über den sogenannten „*katholischen Liberalismus*“ des vorigen Jahrhunderts wohl anders als viele Bischöfe seiner Zeit und auch große Teile der römischen Kurie. Aber ob er sich darüber klar war, was das zur Folge haben würde, wenn man einmal den seit langem aufgestauten Problemen in der Kirche die Schleusen öffnen würde? Die beiden, mit den geistigen und theologischen Fragen der Zeit wohl mehr vertrauten letzten Pius-Päpste wußten darum. Aber sie haben eher an eine kontinuierliche, evolutive Aufarbeitung der anstehenden Probleme gedacht als an ein Konzil. Von Pius XII. glaubt man allerdings zu wissen, daß er den Gedanken an ein Konzil erwogen hat. Doch habe er ihn wieder verworfen, als ihm die Schwierigkeiten eines weltweiten Disputs über so viele Probleme in der gegenwärtigen kritischen Zeit zum Bewußtsein gekommen seien. Er begnügte sich mit einer Enzyklika, mit dem Lehrschreiben „*Humani generis*“ (1950), mit dem er gegen einzelne Aussagen der sogenannten „*Neuen Theologie*“ in Frankreich, diese scharf zensurierend, Stellung

nahm und zugleich angesehenen Theologen des Dominikaner- und Jesuitenordens ihre Lehrstühle entziehen ließ (sie alle erschienen dann interessanterweise wieder auf dem II. Vatikanischen Konzil). Es war nach Pius X. im Kampf gegen den Modernismus der letzte Versuch eines Papstes, mit den Auseinandersetzungen in der Kirche allein aufgrund seiner eigenen Autorität fertig zu werden.

Papst Johannes lag nicht mehr auf dieser Linie der Bemühungen um die Reinerhaltung des Glaubens und die innere Erneuerung der Kirche. Er ging einen anderen Weg. Er brachte eine andere Autorität, eine andere Stimme ins Spiel, die ihn, trotz der auch ihm wohl bewußten Schwierigkeiten eines ökumenischen Konzils, ermutigte, ja innerlich dazu so drängte, daß er gar nicht anders zu können glaubte: die Autorität und Stimme des Hl. Geistes. Papst Johannes war bei aller, auch weltlicher Klugheit noch mehr Charismatiker. Sind seine Erwartungen eines neuen, vom Konzil inspirierten „Pfingsten“ in Erfüllung gegangen? Man sprach in der Tat viel von einem „neuen Pfingsten“, und sehr viele Menschen, weit über den Raum der katholischen Christenheit hinaus, waren nach der Ankündigung einer allgemeinen Kirchenversammlung von großen und tiefen Hoffnungen für den christlichen Glauben und für den Frieden in der Welt erfüllt, nicht zuletzt die Kirchen der Reformation und auch die Menschen der armen Länder. Bei den gläubigen Katholiken war eine von einem gewissen Stolz getragene Faszination zu spüren, die sich wie ein Feuer ausbreitete. Und es war nicht nur ein Strohfeuer. Man begleitete die Verhandlungen der mehr als 2000 Bischöfe mit einem persönlichen Interesse: Priester und Laien und Ordensleute, Theologen und das einfache Volk. Und auch auf dem Konzil selbst gab es Sternstunden, in denen man die innere Bewegung der Teilnehmer mit Händen greifen konnte. Vorher in diesem Ausmaß nicht geahnte Durchbrüche auf dem Feld der Theologie, der Liturgie und der innerkirchlichen Ordnung waren auf einmal möglich. Man wurde von einer Welle getragen. Eine neue, tiefere Sicht der Kirche kam zum Vorschein, und im Licht dieses Geheimnisses eine neue und tiefere Sicht des kirchlichen Amtes, des Ordenslebens und des Weltstandes der Laien: Die sich ergänzende Teilnahme *aller* Christen an der Sendung Christi zur Verkündigung, zur Heiligung und zur Leitung wurde zu einem zentralen Thema. Eine ganze Ära stark moralistisch und ritualistisch, um nicht zu sagen von Kirchengeboten geprägter Frömmigkeit schien dem Ende zuzugehen und der Vergangenheit anzugehören. Die protestantischen Beobachter kamen aus dem Staunen nicht heraus, wenn sie feststellten, daß auf einmal wie von selbst ein Dialog zwischen den Kirchen zustande kam, wie er jahrhundertlang nicht möglich gewesen war. Und

bei allen noch so harten, fast erbitterten Kontroversen zwischen den mehr konservativen und den mehr progressiven Bischöfen, etwa in der Frage der Religionsfreiheit oder des Ökumenismus, aber auch der Konkrektion des Ordenslebens, war die feierliche Schlußkundgebung des Konzils am 8. Dezember 1965 noch immer von einer tiefen Genugtuung, um nicht zu sagen: von einem gläubigen Enthusiasmus getragen, wenigstens bei den meisten der Teilnehmer. Darum noch einmal die Frage: War das Konzil ein „neues Pfingsten“, wie es sich Papst Johannes erhofft hatte? Man könnte und müßte es m.E. auch heute noch sagen, wenn nicht das, was dem Konzil folgte, wieder Zweifel daran aufkommen ließ. Versuchen wir das näher zu erläutern.

Wer selbst das Konzil als zutiefst religiöses und spirituelles Ereignis miterlebt hat, mußte im Lauf der Zeit zu seiner großen Enttäuschung erkennen, daß der *religiöse* Vorgang des Konzils von den katholischen Christen bei weitem nicht *im gleichen* Maße mitvollzogen war wie die *kritische* Auseinandersetzung mit der kirchlichen Vergangenheit und der daraus resultierenden faktischen Gegenwart. Noch etwa auf der großen Kundgebung nach Abschluß des Konzils im überfüllten Münchner Herkulesaal, zu der sich die geistliche und säkulare Gesellschaft der Region von Rang und Namen eingefunden hatte, war eine *religiöse* Bewegung zu spüren. Aber schon damals ließ das Wort Karl Rahners, das Konzil sei nur „der Anfang des Anfangs“ gewesen, die Frage offen, ob der Weg der Kirche in die Zukunft mehr vom *religiösen* oder mehr vom *kritischen* Impuls des Konzils bestimmt sein werde. Tatsächlich war es dann mehr der *kritische* Impuls, wenigstens in *dem* Sinn, daß die *kritische* Stimme, wie es meist zu sein pflegt, sich lauter und wirksamer zu Wort meldete als die *religiös-spirituelle*. Begünstigt wurde diese Entwicklung dadurch, daß eben in den nachkonziliaren Jahren auch die *säkulare* Gesellschaft, wenigstens in der sogenannten „westlichen Welt“, durch alle Kontinente hindurch in Bewegung geriet. Der Aufstand der Jungen gegen ein politisches, ökonomisches und geistiges Establishment fand gleichsam seine Parallele in der Haltung der jüngeren Christengeneration zur innerkirchlichen Gesellschaftsordnung. Nicht die hohen Gedanken des Konzils über die Kirche als *Geheimnis*, als *Sakrament* der Gottverbundenheit und der Einheit standen im Mittelpunkt der ekklesiologischen Erörterungen dieser Zeit, sondern die Kirche als *Institution*, insbesondere die Fragen um die Amtskirche. Dem Ruf nach Demokratisierung aller Bereiche in der *säkularen* Gesellschaft entsprach in der *kirchlichen* Gesellschaft die Forderung nach realer, effektiver Anteilnahme *aller* Christen, des ganzen Gottesvolkes an den Funktionen und den Entscheidungen in der Kirche; es begann die Stunde des Laien und

seiner Beteiligung am Amt, bis zur Frage des Priestertums der Frau. Ein ähnlicher Vorgang spielte sich im engeren Rahmen der Orden ab. Obwohl das Konzil beglückende, theologisch wie spirituell vertiefte Aussagen über das Ordensleben, seine Bedeutung für den einzelnen und für die Kirche gemacht hatte, über die man sich anfänglich freute, überwogen doch bald die kritischen Fragen an die bisher für sakrosankt gehaltenen Überlieferungen der *konkreten* Gestaltung des Ordenslebens und erhob sich auch hier die Forderung nach Mitbeteiligung aller an den Entscheidungen über den zukünftigen Weg der Gemeinschaft, nicht zuletzt auch aus anthropologischen Gründen: man sprach von der Würde der Person, von menschlicher Reifung aufgrund des Handelns in Freiheit und von der Notwendigkeit der Selbstverwirklichung. – Hat nun diese überwiegend kritische Phase der nachkonziliaren Zeit, die ihren schärfsten Ausdruck in der Forderung nach synodalen Strukturen in der Kirche fand, die anfangs aufkommende pfingstliche Erfahrung zunichte gemacht? Um diese Frage differenzierend beantworten zu können, müssen wir noch einmal etwas ausholen und einen neuen Gesichtspunkt einbringen.

Wir haben oben darauf aufmerksam gemacht, daß Pius XII. höchstwahrscheinlich den Gedanken an ein Konzil wieder aufgegeben hatte, weil er um die Fülle der in der Kirche angestauten Probleme wußte und einen Dambruch befürchtete, wenn *auf einmal* der offenen Diskussion aller anstehenden Fragen Raum gegeben würde, wie es auf einem Konzil nicht anders möglich ist. Er suchte vielmehr *nach und nach* die Tür für wichtige Kontroversfragen, die gar nicht mehr hintanzuhalten waren, zu öffnen. So hatte er es, im engen Kontakt mit P. Bea, dem damaligen Rektor des Bibelinstituts, in Fragen der modernen Bibelwissenschaft getan. Die Enzyklika „*Divino afflante Spiritu*“ gibt Zeugnis davon. Auf ähnlicher Linie liegt die Liturgieenzyklika „*Mediator Dei*“ und die Wiederherstellung des „*Triduum Sacrum*“, der heiligen drei Tage vor dem Osterfest. Unmittelbar nach dem Krieg hatte er schon in unauffälliger und diskreter Weise den Fall des früheren Breslauer Kirchenhistorikers Wittig bereinigt und zu verstehen gegeben, daß man in der Anschuldigung auf Modernismus künftig unterscheidender vorgehen solle. So war *seine* Art, dem geschichtlich und theologisch geschärfte Problembeußtsein der fortschreitenden Wissenschaften Rechnung zu tragen. Er tat das alles mit großer Behutsamkeit und Diplomatie. Ob er mit dieser Methode auf die Dauer durchgekommen wäre, um größere Unruhen in der Kirche zu vermeiden, ist heute müßig zu fragen. Auf jeden Fall, wir sagten es schon, war Papst Johannes anderer Natur. Er überließ sich in seiner tiefen Gläubigkeit und in einem großen Vertrauen auf Gottes

Führung eher dem Zug der Gnade. Und da er aus seiner unmittelbaren Begegnung mit Menschen aller Berufe, Priestern und Laien, wußte, wo sie der Schuh in ihrem überlieferten Glauben drückte, welche Schwierigkeiten sie mit einer stark juristischen Kirche hatten, die ihnen den Nöten und Bedürfnissen der Menschen in der Welt von heute zu fern schien, darum wagte er das Konzil, nicht aus rational einsehbaren Gründen, sondern aus der Sicht und Not des Seelsorgers heraus. Er traute mehr dem Lehrer und Hirten seiner Kirche, Jesus Christus, als sich selbst. Viele seiner Mitarbeiter in der römischen Kurie haben über ihn, so raunte man sich zu, den nach ihrer Ansicht offensichtlich Unwissenden, den Kopf geschüttelt und nach seinem allzu frühen Tod gemeint, manches wieder in Ordnung bringen zu müssen. Denn in der Tat, es schien den befürchteten Dammbruch gegeben zu haben. Aber die einmal eröffnete Freigabe des Wortes war nicht mehr rückgängig zu machen. Man muß sich dieser Tatsache offen stellen. Wie sie nachträglich zu beurteilen ist, ist eine andere Frage.

Die meisten Fachleute, Historiker und Theologen, alle, die von den geistes- und theologiegeschichtlichen, den kultursoziologischen, sozio-ökonomischen und anthropologischen Problemen etwas verstehen, sind der Überzeugung, daß der Tag X, an dem die genannten Probleme auch in der Öffentlichkeit der Kirche auf den Tisch kommen würden, nicht aufzuhalten war. Ja, es stellt sich ihnen die Frage und hat sich ihnen gestellt: War es nicht viel zu spät für die längst fälligen Probleme, die die Kirchenführung, die Verantwortlichen, die Entscheidungsträger in der Kirche auf ihren *verschiedenen* Ebenen, entweder falsch eingeschätzt oder nicht genügend an sich hatten herankommen lassen? Ist darum vielleicht mit dem II. Vatikanischen Konzil das gleiche passiert wie mit dem Konzil von Trient, von dem Hubert Jedin, der sein Lebenswerk über dieses Konzil schrieb, gesagt hat: „Es war zu spät“, zu spät, um die katastrophale, bis in unsere Zeit unheilvoll sich auswirkende Kirchenspaltung noch aufzuhalten. Über ein Jahrhundert lang war damals die längst fällige Kirchenreform immer wieder aufgeschoben worden, weil man sich nicht einigen konnte. Und als es schon brannte, verflossen noch einmal 25 Jahre, ehe das Konzil zusammentrat. Aber die beiden Parteien – die Reformationskirchen und die römische Kirche – waren bekenntnismäßig schon zu weit auseinandergerückt, um zu einer Einigung zu kommen; es reichte nur noch, um die alte Kirche wieder zu festigen und ihre Glaubenssicherheit wiederherzustellen. Kann man ähnliches auch vom letzten Konzil sagen? In gewisser Weise, ja. Es kam in der Tat zu spät; es hätte früher kommen müssen. Hier gilt, was derselbe Jedin einmal als Historiker resignierend festgestellt hat: „Mit entmuti-

gender Regelmäßigkeit werden (in der Geschichte) die gleichen Fehler wiederholt.“ Wäre nicht in einem nicht allzu langen zeitlichen Abstand nach der Französischen Revolution und dem Umsturz der bürgerlichen wie der kirchlichen Gesellschaft ein Konzil fällig gewesen, allein um die durch Rationalismus und Aufklärung heraufgerufenen Glaubensfragen theologisch aufzuarbeiten? Das I. Vaticanum hat sich diesen Fragen zwar gestellt, aber rein abwehrend und apologetisch. „Wir müssen es heute als ein Glück betrachten“, sagt wieder Jedin, „daß die damals vorbereitete Konstitution über die Kirche nicht verabschiedet wurde.“ Sie hätte die Kirche noch mehr ins Getto gestoßen, als es durch das Konzil ohnedies geschehen ist. Wieviel Unglück für die kirchliche Gesellschaft und auch für zahllose einzelne wäre vermieden worden, wenn man sich damals mit katholischer Weitsicht und Liberalität den Problemen der Zeit offen gestellt hätte. Statt dessen beschwor man um die Jahrhundertwende, bis zum Ersten Weltkrieg, im sogenannten Modernismustreit, wo es zum einen um die Fragen des *geschichtlichen Wandels* und seiner Bedeutung für die jeweils rechte Glaubensvermittlung, genauer gesagt: um die je neue Sprache der Verkündigung des Glaubens, zum anderen um die Bewertung der inneren *religiösen Erfahrung* im ganzen des Glaubensvorganges ging – man beschwor eine schwere innerkirchliche Krise herauf, die sowohl die theologische, vor allem biblische *Wissenschaft* als auch die daraus resultierende *Spiritualität* um Jahre zurückwarf.

Was man über mehr als ein Jahrhundert zurückgestellt hatte, entlud sich nun mit Vehemenz im II. Vaticanum. Ich wüßte kein Konzil zu nennen, auf dem der theologische und zugleich der institutionelle Sprung von *einer* Aussage in die *andere*, geradezu von *einer* Welt in die *andere*, so groß gewesen wäre wie auf diesem Konzil. Natürlich hatte sich diese Entwicklung untergründig schon seit längerer Zeit angebahnt. Vor allem während des Zweiten Weltkrieges und in den Jahren danach ist eine äußerst schöpferische Periode in dogmatischen Fragen, in der Pastoraltheologie und in der Liturgik zu verzeichnen. Man spürte, daß etwas im Kommen war. Aber die Wirklichkeit des konziliaren Vorgangs ging noch weit darüber hinaus. Hier einige Beispiele: Mitten im Zweiten Weltkrieg war die Enzyklika „*Mystici Corporis*“ über die Kirche als den „Geheimnisvollen Herrenleib“ erschienen. Man dachte, dieses stark organologische, nach Art des menschlichen Organismus vorgestellte Kirchenbild (im Sinn von Röm 12 und 1 Kor 12), in dem es Über- und Unterordnung gibt und jedes Glied der Einheit und dem Zusammenspiel der Kräfte dienen muß, würde nun lange Zeit das vorherrschende sein (hatte es doch eben noch das vorrangig juristische Kirchenbild des I. Vaticanum abgelöst). Aber auf dem neuen Konzil wird dieses Bild noch



einmal ganz wesentlich ergänzt von dem viel dynamischeren, geschichtlichen und gesellschaftlichen Bild des wandernden Gottesvolkes, in dem jeder zunächst und allererst Bruder unter Brüdern ist. – *Oder*: Noch während des Zweiten Weltkrieges, auf dem Höhepunkt der NS-Diktatur, nannte Erzbischof Konrad Gröber, Freiburg, in einem Schreiben nach Rom und an alle deutschen Bischöfe 17 Punkte, in denen die zeitgenössische liturgische Bewegung nach seiner Meinung gegen katholische Auffassungen verstoße und darum eine Gefahr für die Einmütigkeit im Glauben und im Ritus darstelle. Auf dem Konzil wurde durch die „Liturgiekonstitution“ eine 400jährige, nämlich die Tridentinische Liturgie, vor allem die Meßreform unter Pius V., in radikaler Form verlassen und eine ganz neue Epoche eingeleitet. – *Oder*: In der „dogmatischen Konstitution über die Offenbarung“ wurde u. a. die Lehre von den *zwei* Quellen der Offenbarung: Schrift *und* Tradition, die von jeher Katholiken und Protestanten scharf voneinander abhob und in der katholischen Theologie als unaufgebbar galt, tiefgehend revidiert, weil man in der modernen Exegese zur Überzeugung gekommen war, daß beide, Schrift und Tradition, ineinander übergehen und voneinander nicht zu trennen sind: Die Schrift selbst enthält viel Traditionsgut (z. B. AT im NT und vor allem die späteren Schriften des NT); andererseits bedurfte die Schrift von Anfang an der Auslegung durch die Kirche, so daß die Kontinuität der Überlieferung garantiert ist. Damit ist ein wesentlicher Standpunkt der Kontroverstheologie weithin ausgeräumt. – *Oder*: Die Ordens-theologie, die bis zu Pius XII. noch unverändert die des Thomas von Aquin war, wurde bei aller Wahrung ihres unveräußerlichen evangelischen Kerns nicht nur aus ihrer, der antiken (aristotelischen) Philosophie entlehnten Spekulation von der werthhaften Vorrangigkeit der Kontemplation vor dem Apostolat und der karitativen Arbeit herausgeholt und auf seine biblische, näherhin christologische Grundlage gestellt, sondern auch von einer Zweiklassentheorie der Christen: Ordensleute und Weltleute befreit, wodurch den evangelischen Christen der religiöse Zugang zum katholischen Ordensleben, zum Mönchtum erstmals ermöglicht wurde. – Wer sollte solche Sprünge verkraften, wenn er selbst noch in der alten Lehre aufgewachsen war und daran geglaubt hatte? Mußte das nicht noch anderes in Bewegung bringen, was nicht ausdrücklich vom Konzil angepackt worden war?

Wie gewaltig der Umbruch, ja das Abenteuer war, auf das sich das Konzil eingelassen hatte, einlassen mußte, wenn es sich um einer besseren Vermittlung der Heilsbotschaft an die Menschen von heute willen den Fragen und Problemen der Gegenwart offen und ohne Vorbehalt stellen wollte, läßt sich an drei Bereichen der Konzilsthemen zeigen:

1. Was die *lehrhaften Glaubensaussagen* betrifft, so ist das II. Vaticanum, anders als etwa das Konzil von Trient oder auch das I. Vaticanum, nicht einfach der sogenannten Schultheologie verpflichtet, nach der es bei allen Unterschieden bestimmter Schulen unter den Theologen ein relativ großes Einverständnis gab (für das I. Vaticanum war das die „Neuscholastik“). Nicht als ob die Glaubensaussagen des II. Vaticanums der theologischen Schultradition entraten. Das tun sie keineswegs. Aber sie bringen zur Durchdringung des Offenbarungsgutes neue, existential-philosophische Ansätze mit ins Spiel, die es ihnen erlauben, die Glaubensgeheimnisse besser für die konkrete menschliche Existenz fruchtbar zu machen. Man spricht in diesem Zusammenhang gern von einer „anthropologischen Wende“ der heutigen Theologie. Man will keine abstrakten theologischen Lehrsätze formulieren, sondern fragt sich: Was bedeutet das für den Menschen, und: Wie kann sich der Mensch selbst in die theologischen Aussagen einbringen? Neben das *existentielle* Moment der modernen Theologie tritt das *geschichtliche*. Theologie ist für heutige Theologen (wie schon für einen guten Teil der Patristik) *Heilsgeschichte*, die Geschichte Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit Gott. Das bedeutet im Horizont der heutigen Geschichtswissenschaft Veränderung und Wandel, Wandel der Ideen und Wandel der Sprache. Auf die Geschichte der theologischen Forschung und sogar auf die *Dogmengeschichte* angewandt, besagt das, daß die theologischen Begriffe einer bestimmten Geschichtsepoche damals u. U. etwas anderes bedeuteten, als sie es heute, unter ganz anderen philosophischen oder naturwissenschaftlichen Voraussetzungen tun. Dementsprechend sucht man das gleiche, was ein Begriff seinerzeit gemeint hat, heute anders auszudrücken. – In beiden Elementen heutiger theologischer Forschung: dem existentiellen und dem geschichtlichen, ist also die Möglichkeit grundgelegt einer unterschiedlichen Sprache und einer unterschiedlichen Akzentuierung dieser oder jener Seite eines Glaubensgeheimnisses. Von daher – und nicht nur von daher – hat *das* seinen Ursprung, was man den theologischen Pluralismus nennt. Dieser Pluralismus der Glaubensaussagen, besser sollte man sagen: diese *Pluralität* (daß man nämlich etwas so oder anders begreifen und ausdrücken kann) ist heute unumgänglich. Sie stellt ebenso eine Bereicherung der Heilverkündigung dar wie die Gefahr einer Verkürzung oder Verbiegung der überlieferten Lehre. Sie dient dem tieferen Verständnis des Geheimnischarakters der Glaubenslehren, kann aber auch Verunsicherung mit sich bringen. Der einfache Gläubige tut sich mit der heutigen Pluralität theologischer Aussagen bisweilen schwer, zumal wenn er vom früheren Katechismuswissen herkommt und sich an den Wortlaut unveränderlicher

Glaubensaussagen klammert. Nun sind die theologischen Aussagen der Konzilstexte, die ganz ohne Zweifel von den oben genannten Merkmalen heutiger Theologie geprägt sind, im ganzen sicher eine hohe Leistung auf dem Feld der Glaubensvermittlung, aber sie müssen in ihrer Sprache und auch in ihrem genauen Sinnzusammenhang für den Nichttheologen (und vielleicht auch für den Seelsorger) erläutert werden. Das ist wohl bisher zuwenig geschehen. Ohne diese Hilfe bleiben aber die Glaubensaussagen des Konzils Papier. Die meisten Christen nähren sich in ihrem Glauben ganz sicher aus zweifelhafteren Quellen. Auf jeden Fall kann man sagen, daß sie den Schritt des Konzils kaum mitvollzogen haben. Das ist für viele, auch auf dem Gebiet des Glaubens, eine Quelle der Unruhe.

2. Nur ein relativ begrenzter Teil der Konzilsaussagen ist dogmatischer Natur. Daneben spielt der große *Bereich des Sittengesetzes, der Ethik, der Moral* eine wichtige Rolle. Vor allem in der Pastoralkonstitution „Über die Kirche in der Welt von heute“ werden Fragen aufgegriffen, die sich dem Christen (wie jedem Menschen) im Umgang mit der heutigen Welt stellen und zu denen das kirchliche Lehramt bisher nur selten Stellung genommen hat oder die heute auf eine neue Weise drängend geworden sind. Zu letzteren gehören die Fragen der Sexualmoral und hier wieder in besonderer Weise die mit der Geburtenkontrolle aufgeworfenen Probleme (diesen Fall hatte sich Papst Paul sogar zur Entscheidung selbst vorbehalten). Andere Fragen betreffen das sittlich verantwortliche Verhalten im Bereich des Wirtschaftslebens, der Kultur und der Politik. Für die meisten der hier aufgeworfenen ethischen Probleme gibt es keine unmittelbaren Antworten aus dem Evangelium. *Die* gibt es nur für relativ wenige Tatbestände; sie betreffen vor allem schuldhaftes Verhalten: offenkundiges Unrecht gegenüber dem Nächsten, Lüge, Betrug, Gewaltanwendung außerhalb der Selbstverteidigung, Tötung Unschuldiger, Inzest und anderes mehr; man vergleiche dazu die Lasterkataloge bei Paulus (Röm 1, 29–31; 1 Kor 6, 9f.; Gal 5, 19–21). Dabei bedarf aber selbst der Dekalog wegen seiner zeitgeschichtlichen Situiertheit noch einmal einer genaueren Auslegung. Die Hauptquelle ethischer Normen in den oft schwierigen Fragen des Lebens war für die Kirche schon immer das sogenannte „Naturrecht“, dasjenige also, was sich aus der Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft ergibt. Bisher waren wir Christen im Abstecken des Umfangs ethischer Weisungen, die sich aus dem „Naturrecht“ ableiten lassen, ziemlich sicher. Mit Stolz wies man und weist auf die katholische „Soziallehre“ hin. Inzwischen sind wir aber hinsichtlich der Reichweite des „Natur-

rechts“ unsicherer geworden. Einmal wurden wir belehrt, daß überkommene, aus der Natur des Menschen und der menschlichen Gesellschaft abgeleitete ethische Normen oftmals starken geschichtlichen Wandlungen unterworfen waren. Zum anderen zeigen uns die fortschreitenden Human- und Sozialwissenschaften, wie schwer es ist, neue komplizierte Tatbestände und das daran sich knüpfende menschliche Handeln ethisch zu beurteilen. Das ist auch oft genug auf dem Konzil zur Sprache gekommen. Mit Recht hat es betont, daß auch die Kirche, der Christ nicht auf jede Frage, die uns heute das Leben stellt, eine prompte Antwort parat hat (Gaudium et Spes 33 und 34). So war es z. B. schwierig, selbst in so wichtigen Fragen wie denen der Friedenssicherung und des Rechtes auf Verteidigung zu einer gemeinsamen Aussage zu kommen. Inzwischen ist das noch schwerer geworden, wie uns die innerkirchlichen Diskussionen des vergangenen Jahres gezeigt haben. Selbst nach Absprache der verschiedenen Bischofskonferenzen über ihre entsprechenden Verlautbarungen sind nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten geblieben. – Kritischer noch ist der Dissens unter Christen in der Frage der Empfängnisverhütung mit bestimmten Hormonpräparaten. Die Auseinandersetzung darüber begann schon auf dem Konzil. „Bitte, kein neuer Fall Galilei!“, konnte man in der Konzilsaula hören. Inzwischen hat Papst Paul VI. seine Entscheidung in der Enzyklika „Humanae vitae“ verkündet. Sie konnte aber die Unsicherheit unter katholischen Christen nicht beheben, zumal genügend Autoritätspersonen: Bischöfe, Moralthologen und Mediziner bzw. Anthropologen der verschiedenen Disziplinen, ihre Bedenken gegen sie erhoben. Bedenken solcher Art, auch gegenüber dem Spruch der höchsten Autorität in der Kirche, sind darum möglich, weil die Kirche zwar auch in Fragen des *ethischen* Handelns letztgültige und darum den Gläubigen im Gewissen bindende Aussagen machen kann, aber in schwierigen Sachproblemen selten mit letzter Autorität spricht. Auch sie ist gebunden an eine strenge Erforschung der Natur des Menschen unter den Bedingungen der jeweiligen Zeit und Gesellschaft. – Im ganzen muß man sagen, daß die vielen Kontroversen im Bereich des ethischen Handelns, zu denen das Konzil den Anlaß gab, Kontroversen, die in einem starken Maße die Vernunft und den Fachverstand auf den Plan riefen, viel dazu beigetragen haben, die Autorität der kirchlichen Amtsträger in Fragen sittlicher Normenfindung zu schwächen, zumal die einfachen Leute den Abbau der strengen Kirchengebote unter einer ähnlichen Rücksicht registriert hatten.

3. Es gibt noch einen dritten Bereich, der darüber mitentscheidet, ob das Konzil seine Zielsetzung erreicht hat: *Die Frage der Heilsnotwendig-*

keit der Kirche und des christlichen Glaubens. – Sätze wie der, daß es außerhalb der Kirche kein Heil gebe oder: daß die Taufe zum Heil notwendig sei, gehörten oder gehören im rechten Verständnis noch heute zum eisernen Bestand des katholischen Glaubens. Und nun, auf dem Konzil, wird der Christ, dem das Wort der Kirche die Wahrheit verbürgte, auf einmal, ohne Vorbereitung, mit folgenden Beschlußtexten bekannt gemacht, die ihn u. U. ganz durcheinanderbringen können (wie es schon auf dem Konzil bei nicht wenigen Bischöfen der Fall war). Es sind die „Erklärung über die Religionsfreiheit“, das Dekret „Über den Ökumenismus“ und die „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“. Über keine anderen Beschlüsse hat es so heftige Diskussionen gegeben wie über diese, ja es schien bisweilen so, als fänden sie keine Mehrheit. Entsprechend waren auch die verschiedenen Fassungen zahlreich und die jeweils erforderlichen Änderungen erheblich. Und ebenso sind die Kommentare im Lexikon für Theologie und Kirche (LThK, Konzilsbände I–III) die längsten und detailliertesten. Wer, von Priestern und Laien, hat sie überhaupt gelesen? – Die *Erklärung über die Religionsfreiheit* scheint vielen einem Indifferentismus das Wort zu reden, da es offenbar jedermann frei steht, jene Religion zu wählen, die er nach seinem Gewissen für die richtige hält. Was ist dann aber mit der Einzigkeit des christlichen Glaubens, der allein das Heil zu verbürgen vorgibt? – Die Schwierigkeit des *Dekretes über den Ökumenismus* besteht für den katholischen Christen vor allem darin, daß er bis in die heutige Zeit in der Kontroverstheologie, d. h. in der Unterscheidungslehre, unterrichtet war, und er, wenn er sich nun Gedanken macht, nicht recht weiß, warum das auf einmal anders geworden sein soll. Oder beschränkt sich die Gemeinsamkeit des Glaubens nur auf die Grunddogmen vom Dreifaltigen Gott und von der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus bzw. der Erlösung durch ihn? Dann wäre der Großteil dessen, was *konkret* die katholische Frömmigkeit ausmacht, ziemlich nebensächlich. – Die *Erklärung über die nichtchristlichen Religionen* hinwiederum, die diesen bezeugt, daß sie auf der Suche nach der Wahrheit sind und auf ihre Weise das höchste Wesen, das wir Gott nennen, verehren, ja ihm durch ihre Meditationsmethoden und durch Askese nahekommen, so daß wir von ihrem Streben lernen können, relativiert noch einmal die christliche Religion als die einzig wahre. Der Christ muß zur Kenntnis nehmen, daß der Mensch in der Pluralität dieser Welt, wie sie nun einmal ist, auch außerhalb der Kirche sein Heil wirken könne, wenn er nur seinem Gewissen folgt, die Wahrheit über Wesen und Sinn der Welt und des menschlichen Daseins sucht und danach handelt, die höchste Macht verehrt und das Gute tut.

Überschaut man einmal die Arbeit des Konzils: die Glaubens- und internen Kirchenprobleme, die man aufgegriffen hat, die Schwierigkeiten, denen man bei ihrer Bewältigung begegnete, den Ernst und die zeitweilige Heftigkeit der Auseinandersetzungen, bis dahin, daß man bisweilen nicht wußte, wie es weitergehen sollte, dann muß der ganze Vorgang für viele katholische Christen, für sehr viele, einem Erdrutsch gleichgekommen sein, nicht auf einmal, von heute auf morgen, sondern allmählich, zunächst fast unbemerkt, dann aber immer reflexer, je mehr einer im einzelnen davon Kenntnis erhielt und die kirchliche Welt um ihn herum und damit auch seine persönliche religiöse Welt sich wandelte. Und das um so mehr, je weniger ihm die Vorgänge des Konzils und die Entscheidungen, die auf ihm getroffen wurden, erklärt wurden, so daß ihm aufgehen konnte, warum dieses oder jenes geschah, dieses oder jenes anders gesagt wurde, als es ihm geläufig war. Die Weitergabe der Aussagen des Konzils und der Änderungen, die von ihm im kirchlichen, z. B. liturgischen Leben vorgenommen wurden, an die Gläubigen war um so unzureichender, als das ungeheure konziliare Geschehen nicht einmal an die Priester, die Seelsorger der Gemeinden, auch nur in annähernd genügender Weise vermittelt worden ist und diese selbst verunsichert wurden. Hinzu kam allerdings, wie schon erwähnt, daß das Konzils-geschehen zusammentraf mit politischen und gesellschaftlichen Unruhen in der ganzen, vor allem westlichen Welt, von der namentlich die junge Generation erfaßt wurde. Diese Welt einer zunehmend technischen Kultur, die alles auf Verwaltung und Organisation, auf undurchschaubare technische Vorgänge abstellt, schien immer weniger den humanen Sinn des Lebens in Freiheit und Selbstverwirklichung zu ermöglichen und erfahrbar zu machen. Die Welt, gegen die der Aufstand geprobt wurde, war die gleiche, die den Menschen den Gebrauch der kritischen Vernunft beigebracht und sie gelehrt hatte, sich nicht mit dem Bestehenden zufriedenzugeben, sondern darauf aus zu sein, die menschliche Gesellschaft zu mehr Solidarität und Gerechtigkeit zu verändern. Die hier virulent werdende Mentalität der Zweiten Aufklärung und der Emanzipation griff auch auf den kirchlichen und religiösen Sektor des Lebens über. Sie hat die nachkonziliare Zeit, die das Konzil in den Gemeinden einwurzeln sollte, unterschiedlich nach Ländern und Gemeinden, in hohem Maße beeinflußt. Davon legen die verschiedenen Synoden und synodalen Vorgänge ein beredtes Zeugnis ab. Neben vielem Guten, das hier erarbeitet wurde, war ebensoviel – von den Verfahrensfragen bis zu Beschlüssen zu Sachfragen aus dem Themenkatalog des Konzils –, an das die Konzilsväter nicht im Traum gedacht hatten. Danach allein, zum Negativen oder auch zum Positiven hin, darf das Ergebnis des Konzils

nicht beurteilt werden. Man sollte sich überhaupt davor hüten, einen schnellen „Erfolg“ des Konzils zu erwarten. Vielleicht ist darum auch die Themenstellung *unseres Beitrages* nach (erst) 20 Jahren verfrüht. Wie beim Konzil von Trient, wird es auch bei diesem Konzil, das vor einer ähnlich ungeheuren Aufgabe stand, lange Zeit dauern, ehe es alle Schichten und Dimensionen der Kirche erreicht hat, zumal die geistige und kulturelle Temperatur unserer Zeit kein günstiges Klima für eine Erneuerung der Kirche im Sinn des Evangeliums zu bieten scheint. Sehr eindrucksvoll hat diese Temperatur der nachkonziliaren Jahre der Diskussionen und Aufbrüche „von unten“ Kardinal Döpfner auf der bundesdeutschen Synode im November 1973 gekennzeichnet, wenn er sagte: „Die Stürmer und Verteidiger in der Kirche treffen sich gelegentlich in einer Resignation, der die Kirche als Schiff älterer Bauart erscheint, das die Sturmböen der neuen Entwicklung demnächst zu einem Wrack zerschlagen werden. Ihnen muß widersprochen werden. Sie haben das falsche Bild gewählt. Diese Kirche liegt nicht auf der Sandbank der Zerstörung, sondern auf der Werft der Erneuerung. Zugegeben, eine Werft ist keine idyllische Waldwiese. Dort kann es laut, windig, ungemütlich und gelegentlich gefährlich sein. Aber dort werden Schiffe nicht verschrottet, sondern ausgerüstet zu neuer Fahrt.“ Schöner und trefflicher kann man die Situation zwischen den Zeiten, zwischen Aufbruch und Ankommen, zwischen Aussaat und Ernte kaum beschreiben.

Darum dürfen wir im Sinne unseres Themas zum Schluß noch einmal die Frage stellen: Hat sich in den Jahren des Konzils und seiner Wirkungsgeschichte nicht doch so etwas wie ein neues Pfingsten, von dem Papst Johannes gesprochen und das er sich von Gott erhofft hatte, ereignet? Wir glauben, ja! Schon auf dem Konzil gab es unglaubliche Durchbrüche zum Wesentlichen, die niemand vorher vorausgesagt hätte. Und in allem Ringen gegensätzlicher Meinungen gab es zum Schluß einer Debatte immer ein solches Maß an Übereinstimmung, wie es kein demokratisches Parlament zuwege brächte, weil alle aufeinander hörten und jede Stimme ernst genommen wurde. Darum war die pfingstliche Hochstimmung am Schlußtag des Konzils nicht gemacht oder bloß vom feierlichen Geschehen beeindruckte Emotion, sondern gab die Meinung der allermeisten wieder. Aber auch in den nachkonziliaren Jahren ist das Wirken des Geistes bei aller zeitweiligen Turbulenz und gerade in ihr mit Händen zu greifen. Schon daß die Kirche das gewagte Experiment, vor dem sich andere Päpste gefürchtet hatten, mit allen Unruhen, Gegensätzen und Spannungstendenzen bis heute, wenn auch unter Verwundungen, im tiefsten heil und gestärkt durchstand, ist die Frucht eines echten Pfingsten. Sicherlich ist die Zahl der Kirchgänger, derjeni-

gen, die sich offen zur Kirche bekennen, wenigstens im alternden, müde gewordenen Europa, geringer geworden. Dafür sind aber vielerorts und in anderen Kontinenten Neuaufbrüche zu verzeichnen, gerade auch auf seiten der Laien, die man vor dem Konzil nicht für möglich gehalten hätte. Die theologischen Texte des Konzils zusammen mit der liturgischen Erneuerung haben die Spiritualität des einzelnen und der Gemeinden (Orden, Gruppen) vielfach in entscheidender Weise vertieft und ihr eine neue Dimension gegeben, sie von zu großer Subjektivität und moralisierender Enge befreit. Die ökumenische Bewegung, die nach dem Zweiten Weltkrieg einige verheißungsvolle Ansätze gemacht hatte, schien an einem toten Punkt angelangt zu sein. Was inzwischen durch das Konzil daraus geworden ist, kann man nur mit Staunen feststellen. Das Lutherjahr hat in anschaulicher Weise den gewaltigen Sprung nach vorn deutlich gemacht. Und wenn die Kirche heute keine Scheu mehr davor hat, sich den Wissenschaften zu stellen, mit den Ideologien offen sich auseinanderzusetzen, mit den großen Weltreligionen in einen Dialog einzutreten, dann sind das inmitten von Bedrohung und Gefahren Zeichen einer Geistwirkung, die Hoffnung wecken und Zuversicht bezeugen. Das entscheidende Zeichen göttlichen Wirkens in seiner Kirche ist das Zeugnis großer Christen. Zu ihnen schauen die Menschen auf, ihnen glauben sie. Ihrer gibt es zahlreiche, in der ganzen Welt. Des Beispiels halber seien hier nur die Johannespäpste unserer Zeit genannt oder auch Schwester Teresa von Kalkutta. Dazu kommen aber noch die zahlreichen Märtyrer, vor allem in den unruhigen Gebieten der Dritten Welt, Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien. Wie sich das Pfingsten der Urgemeinde nur unter Kämpfen und Verfolgungen siegreich durchsetzte, so auch das pfingstliche Ereignis des II. Vatikanischen Konzils. Und wie die frühe Christenheit den Erdkreis eroberte, indem es ihr gelang, in der Koiné, der gemeingriechischen Volkssprache des Mittelmeerraumes, das Evangelium allen verständlich zu machen, so wird es auch unsere Aufgabe sein, das auf dem Konzil neu zum Leuchten gebrachte Evangelium den Menschen aller Kulturräume in ihrem je eigenen Verstehenshorizont und in ihrer Sprache zu vermitteln. In diesem Stadium stehen wir, und nur wer aktiv an dieser Aufgabe, an seinem Platz teilnimmt, wird erfahren, daß das Konzil ein großes Pfingsten war und ist, eine Ausgießung des Geistes unter feurigen Zungen und ein großes Sprachenwunder, das uns alle immer mehr und noch auf lange Zeit aufhorchen lassen wird.